

Wie weiblich war 1968?

Die Studentenbewegung als Geschlechterkonflikt: das sublim ausgetragene Duell zwischen Christina von Hodenberg und Wolfgang Kraushaar bei den Frankfurter Römerberggesprächen.

Hört man da etwa die leidige „Organisationsfrage“ heraus, wie sie in stundenlangen SDS-Debatten traktiert wurde? Und das ein halbes Jahrhundert nach 1968, hier auf dem Podium der Frankfurter Römerberggespräche? Wolfgang Kraushaar, Politikwissenschaftler an der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur sowie dem Selbstverständnis nach „Chronist der Achtundsechziger-Bewegung“, erklärte, „die Frauenbewegung als solche“ habe es ja erst in den siebziger Jahren gegeben. Gibt es das, ein historisches Phänomen „als solches“? Ist etwas „als solches“ nicht ein ahistorisches Abstraktum? So kompakt, wie Kraushaar Geschichte organisiert, ist Geschichte nicht machbar. Sie mäandert von hier nach da, verzweigt sich, springt und sickert ein. Mit dem Kraushaar-Diktum „Es war einfach so“ ist da wenig gewonnen.

Christina von Hodenberg, Professorin für Europäische Geschichte an der Queen Mary University in London, setzt an genau dieser Stelle mit ihrer freundlich-entschiedenen Berichtigung Kraushaars an. Kurz gesagt, geht ihr Argument so: Wer im Blick auf die langfristige Entwicklung nicht angemessen gewichte, dass es schon 1968 und nicht erst Jahre später einen frauenemanzipatorischen Aufbruch gegeben habe, versage bei der Darstellung historischer Entwicklung und lasse insbesondere jeden Sinn für

Am Mittwoch in Natur und Wissenschaft

Die am Samstag startende Raumsonde Insight soll ins Innere des Mars hören

Geisteswissenschaften: Versuche, den Brexit zu verstehen

Gradualität vermissen. Elegant umriss von Hodenberg in Frankfurt das Methodenproblem: Wer bloß die subalterne Rolle der Frauen betone und nicht zugleich ihren konkreten Widerstand dagegen ins Auge fasse, wie er sich seinerzeit in der Revision der Geschlechterrollen artikuliert, zu Hause wie in munter-obszönen Flugblattaktionen und Tomatenwürfen gegen patriarchalistisch aufgespreizte SDS-Vertreter, der übernehme für die Geschichtsschreibung nur die Hälfte der Geschichte, die spektakuläre, grell inszenierte, und versäume es, die tieferliegenden Anfänge der im Grunde einzig konkreten Utopie von Achtundsechzig, die geschichtsmächtig wurde, auszuleuchten: der Frauenbewegung nämlich.

„Im Erinnerungstrubel des 50. Jahrestags von Achtundsechzig werden erneut einige wenige, meist männliche Zeitzeugen-Veteranen im Rampenlicht stehen. In den Jubiläums-Talkrunden und Interviewspalten der Zeitungen werden sie die zentrale Rolle des SDS, der Neuen Linken, der Theoriedebatten und der spektakulären Stunts der Studenten behaupten.“ Als bei den Römerberggesprächen diese Stelle aus von Hodenbergs Buch „Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte“ (F.A.Z. vom 10.

März) zitiert wurde, konnte man für einen Moment glauben, in Kraushaar den leibhaftigen Beleg vor Augen zu haben. Hier werde, so präzierte die Autorin, aus der Geschichte der Achtundsechziger nur das herausgelesen, was ein „sehr enger Politikbegriff“ hergebe. Wer das Politische dieser Protestbewegung an einem Gremien-, Verwaltungs- und Regierungshandeln messe, für den müssen die Umwälzungen im Privaten blinde Flecken bleiben. Für von Hodenberg steht fest: Nur wer einen hinreichend politischen Begriff vom Privaten pflege (womit erkennbar nicht der aus der Kommune I kolportierte Kurzschluss von Vietnam und Orgasmusproblemen gemeint war), entdecke, was eine Kapitelüberschrift in ihrem Buch ausweist: „Achtundsechzig war weiblich“ – dass in dieser provokanten Zuspitzung natürlich „auch weiblich“ gemeint war und nicht etwa „nicht männlich“, versteht sich bei der Lektüre von selbst.

Doch die Historikerin sah sich auf dem Podium gezwungen, dies noch einmal klarzustellen, da es sich für Kraushaar offenbar nicht von selbst verstand. In einer Rezension der „Süddeutschen Zeitung“ hatte er dahin gehend die Autorin, immerhin die zentrale These ihres Buches berührend, grob verzerrend wiedergegeben: Von Hodenberg, schrieb er, gehe es darum, die Studentenbewegung im Nachhinein zu einer Studentinnenbewegung umzuschreiben. Ähnlich insinuativ-abwehrend hatte Kraushaar auch schon auf das Buch „Poesie und Gewalt“ reagiert, in welchem Ingeborg Gleichauf das Leben von Gudrun Ensslin erzählt.

In Frankfurt räumte Kraushaar dann irgendwann artig ein, die Frauenbewegung sei im Zusammenhang von Achtundsechzig „unterbelichtet“, freilich ohne sie in seinem eigenen Referat, das unterm Gesichtspunkt linker Politik die großen Linien bis heute zog, mit mehr als nur einem Satz erwähnt zu haben. Damit entsprach er wiederum einer Grundannahme von Hodenbergs: „Selbst abwägende Beiträge der jüngsten Zeit, die das westdeutsche Achtundsechzig eher als Kulturrevolution oder massenmediales Spektakel statt als politische Rebellion verstehen, bleiben dem Tunnelblick auf SDS, Studenten und Berlin fast immer treu.“ So komme hinter dem dominierenden Schema des politischen Generationenkonflikts Achtundsechzig als weichenstellender Geschlechterkonflikt zu kurz, für den die Historikerin in ihrem Buch eine Fülle von Material vorlegt.

Kraushaar versus von Hodenberg – das ist auch eine deutsche Szene im Schauspiel Frankfurt, die ihre Dramatik dadurch gewinnt, dass sich über die Organisationsfrage kein Einvernehmen herstellen lässt. Dieselbe Quadratur des Kreises, von 1968 bis 2018: Wie organisiert man das historische Material „einer fließenden, mäandrenden Bewegung, die längst unüberschaubar geworden ist“ (Gretchen Dutschke)?

Die Römerberggespräche hatten eben darin ihren ironischen Höhepunkt: dass der Zeitzeuge Wolfgang Kraushaar mit seinen Einlassungen ein ums andere Mal die Grundthese Christina von Hodenbergs zu illustrieren schien: „Getragen von Zeitzeugen, die ehemals selbst Aktivistinnen gewesen waren, schrieben Politologen und Historiker eine Saga von Achtundsechzig fort, in der junge männliche Studenten zu Standartenträgern des Wandels wurden.“ Kraushaar zieht die Linien historischer Kontinuitäten bekanntlich recht burschikos aus, im Falle von Achtundsechzig zum Terror, zur Konfession oder zum Marxismus als jeweils scharf geschnittenen Settings, wie sie der Geschichte dann doch spotten.

Warum es der Chronistenpflicht für 1968 entsprechen soll, die Linie zu den Frauen nur in einem Sätzchen zu ziehen, widerstrebend und die Denunziation nicht scheuend, wird dadurch kaum verständlicher. CHRISTIAN GEYER



Gefangen von männlichem Verlangen: Deleila Piasko als Yerma

Foto Sebastian Hoppe

Gefühlssturm im Milchglas

Andreas Kriegenburg inszeniert Lorcas „Yerma“ als verschwitzte Männerphantasie

Sie hat falsch gespielt. Man wird ihr sagen, es sei ein Triumph gewesen, ein Glanzstück, eine Darstellung, wie sie im Buche steht, aber das stimmt nicht. Sie war die Falsche, und sie hat es falsch gespielt. Falsch, was soll das heißen, bei einem Stück, das in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf dem andalusischen Land spielt und von einer jungen Frau handelt, die daran verzweifelt, kein Kind zu bekommen. Die doch nur wie die anderen im Dorf Mutter sein und Spitzen auf die Windeln ihres Kindes nähen will. Das klingt so fern und fremd, so unemanzipiert nach Küche und Herd, das kann man doch heute gar nicht richtig spielen. Oder?

Jedenfalls sollte man nicht einfach so tun als ob. Genauer: Ein Regisseur sollte nicht versuchen, seine junge, lebendige Hauptdarstellerin als eine Frau vergangener Tage zu tarnen und mit Klischees imaginierte Weiblichkeit zu beschwören: etwa, wenn Yerma, die kinderlos „Brachliegende“, am Küchentisch masturbieren und dabei anspielungsreicht ein Glas Milch umstoßen muss. Oder wenn sie sich Wasser über das T-Shirt schüttet, damit es noch wilder aussieht, wenn sie es sich danach vom Leib reißt. Oder wenn sie sich eine Melone in den Schoß drückt, weil der ja ach so trocken ist. Klischees nicht so sehr von Weiblichkeit, sondern vor allem vom befriedigungssüchtigen protomännlichen Blick. Er will sehen, wie sich junge Mädchen das Hemd über den Kopf ziehen, ihre verschwitzten BHs ins Scheinwerferlicht halten und den Finger an die Lippen führen. Auch wenn Andreas Kriegenburg in seiner Inszenierung sehr darauf aus ist, eine flirrende Stimmung zu erzeugen, wirkt das Spiel meist nicht sinnlich, sondern wie Erotik aus dem Katalog.

Der kindersüchtigen Yerma gegenüber steht ein schadenfroher Chor junger Mütter, der ihr auf Schritt und Tritt den Mangel ins Gedächtnis ruft und auf geradezu unverschämte Weise wohlge-zufriedene Fruchtbarkeit verkörpert. Die Kostümbildnerin Andrea Schaad kleidet diese Sauberfrauen in knielange raschelnde Röcke, die phantasievoll aus Männerhemden geschneidert sind und im Laufe des Abends ihre Farbe von Weiß und Blau zu schwarz und Rot wechseln – ein bisschen entsteht dadurch eine Perwoll-Werbung-Atmosphäre, aber das stört nicht sehr.

Viel energievererender ist die permanente Untermauerung des Gesprochenen durch choreographische und musikalische Einsprengel, durch kollektive Schnips-Klatsch-Bewegungen und schrammelnde Gitarrensolo aus dem Off. Was den lyrischen Ton der Textvorlage verstärken soll, schwächt ihn entschieden. Das Ganze wirkt operettenhaft aufpoliert. Dazu kommt ein Licht, das seine Leuchtkraft und Farbe wie in der Erlebnisdische ständig wechselt. Egal, was auf der von Harald Thor kastenförmig gebauten Bühne geschieht, alles soll hier stimmungsvoll und symbolisch sein.

Dem Regisseur geht es vornehmlich um die Bilder, von der inneren Bewegung der Figuren will er wenig wissen. Deshalb führt er seine junge Hauptdarstellerin Deleila Piasko wie eine Puppe, lässt sie die Haare nach hinten werfen, die Hand über den Kopf an die Wand legen, den Mund halb offen stehen. Er will unbedingt eine bebende Penelope Cruz vor sich sehen, aber sein verlangender Blick zieht alles Leben aus der jungen Schauspielerin, macht sie kalt und falsch. Ihre wahnhaftige Angst vor der Unfruchtbarkeit wirkt aufgesetzt, die tränenden Blicke wie bestellt. Kein Satz kommt hier von innen, alles klingt vorgesagt. Es scheint, als ob Piasko in jeder ihrer Regungen vom Regisseur reglementiert und intoniert worden wäre. Und um seinen Wunschvorstellungen ja zu entsprechen, spielt sie so exaltiert und versiert verzweifelt, dass dabei fast nichts Eigentümliches übrigbleibt. Nur in der selbstbewussten Art, mit der sie geht, in der tänzerinnenhaft gespreizten Stellung ihrer nackten Füße, hat sie sich einen Rest an Natürlichkeit und Laszivität bewahrt. So wie sie läuft, springt und tanzt, so würde man sie gerne sprechen hören und spielen sehen. Und ihr vor allem stärkere Spielpartner wünschen als Milchgläser, Melonen und verschwitzte BHs.

Von dem bedrückenden Sittenkodex einer Dorfgemeinschaft, in dem die gesellschaftliche Stellung der Frau unmittelbar von ihrer Rolle als Mutter abhängt, ist bei Kriegenburg genauso wenig zu spüren wie von der sprachlichen Zärtlichkeit, mit der Lorca das schicksalhafte Unglück der verbitterten Frau umschreibt und die Susanne Lange in ihrer deutschen Übersetzung behutsam eingefangen hat. Wie fühlt sich das an, ein Kind zu haben, fragt Yerma sehnsüchtig eine der jungen Dorf-

mütter. „Hast du je einen lebendigen Vogel in der Hand gehalten“, gibt die zurück, „so fühlt es sich an, ein Kind zu tragen.“ Bei Kriegenburg muss der stille Satz natürlich sofort wieder laut untermalt werden, indem der Chor ein hektisches Vogelflattern nachahmt.

„Yerma“ – dieses 1934 in Madrid uraufgeführte, zwischen Prosa und Lyrik changierende, träumerisch-traurige Volksstück mit stark antikisierenden Elementen und einem monströsen Ausgang, war eine kritische Reaktion des wenig später von den Falangisten ermordeten Lorca auf die nach dem Geburtenknick um 1900 einsetzende geburtenfördernde Politik Spaniens. Im Stück ist ein leidenschaftlicher Chor auf einen lustvolleren Leben versteckt. Die in Dresden von Hannelore Koch gespielte Alte ist die eigentliche Fürsprecherin des Autors: Sie plädiert gegen die Kindersucht der Frauen und gegen den machohaften Ehrbegriff der Männer für ein unbefangenes Ausleben der sexuellen Begierden und Phantasien.

Um davon etwas zu zeigen, reicht es nicht, Wäscheberge auf die Bühne zu kippen und junge Frauen in Unterwäsche darin nach Luft schnappen zu lassen. Das ist nichts als eine mit viel äußerlichem Aufwand hergestellte Illustration ohne Inhalt. Dabei wäre mit diesem Ensemble junger Frauen Großartiges möglich gewesen. Das ärgert am meisten, dass sich hier so viel natürliche Schönheit, so viel lebenslustige Energie nicht entfalten und entladen kann. Zum Beispiel die anmutig Streng hinter dem Chor, die junge Frau mit dem klaren traurigen Gesicht: Sie bewegt sich gelassen und selbstbewusst, spricht ihre Sätze mit nordischer Kühle und reagiert ganz unaufgeregt auf jede Antwort, die ihr gegeben wird. In der Waschküche streicht sie sich die imaginierte Hitze vom Leib und schaut – als sie das Top über den Kopf zieht – verächtlich ins wollüstige Publikum. Claudia Korneev heißt sie, ist 1992 in Schwerin geboren, hat in Argentinien gearbeitet und studiert seit 2015 Schauspiel in Leipzig. Viel Beachtung findet sie nicht an diesem Abend, und doch stellt sie durch ihre unschuldige Coolness einen ernsthaften Kontrapunkt zur schwülstigen Aura der Inszenierung dar. Irritieren lässt die sich dadurch leider nicht, aber immerhin sieht man an einem falschen Abend so doch noch etwas sehr Richtiges. SIMON STRAUSS

An Frau Baubo

Freiheit, grenzenlos, über den Wolken – ha, von wegen! Alles heiße Luft! Und dreckig bestimmt auch. Der Himmel steckt voller Drohnen und Billigflieger. Das würde ohne Regulierung nicht einmal mehr drunter und drüber gehen, was ja zumindest angestrebt wird. Denn die Wächterin über das geregelte Drunter und Drüber, die Deutsche Flugsicherung, erwartet für das laufende Jahr, einer kürzlichen Verlautbarung zufolge, einen neuen Rekord an Verkehrsflügen. 3,4 Millionen sollen es bis Silvester werden, unkontrollierte Bewegungen wie die von Feuerwerkskörpern, verwirrt Großgefögel und flugpolizeilich unangemeldeten Asteroiden nicht eingerechnet. Das macht 9315 lotsenbegleitete Flüge pro Tag, also 388 pro Stunde oder knapp sechseinhalb pro Minute. Allein im vergangenen Jahr soll 88 Flüge davon beim Landen eine gefährliche Annäherung von Drohnen widerfahren sein. Das wird noch schlimmer werden, wenn man nicht nur bei den Billigfliegern für jedes Gepäckstück extra zahlen muss und es günstiger wird, Drohnen mit der Nachsendung zu beauftragen. Im Film helfen die Drohnen bereits, teure Fahrten mit Kamerakranen einzusparen. ARD und ZDF, immer bemüht, ihre Kosten zu senken für ein hochwertiges Programm, zeigen ja kaum noch eine Naturdokumentation, worin nicht irgendwann – gern am Ende – eine Kamera per Drohne in den Himmel steigt. Irrendwie muss die Natur ja für die Stuhnhocker zur Sensation gemacht werden. Was die Bienen von so vielen Drohnen halten, wird dabei gar nicht gefragt. Das Großgefögel war bereits vor zweihundert Jahren vom ungefederten Flugverkehr verwirrt. „Welchen Weg kommst du her?“ – „Übern Ilstein! Da guckt dich der Eule ins Nest hinein.“ Die macht ein Paar Augen!“, lesen wir in einem Täterinnenprotokoll des Jahres 1808, worin eine gewisse „Frau Baubo“ namhaft gemacht wird. Auch hier gilt die als Kulturpessimismus verunglimpfte Einsicht in den Lauf der Welt: Es war nicht alles gut, es wird nicht alles besser. Und da nun wieder Walpurgisnacht ist, wünschen wir allen Hexen einen zumindest unfallfreien Flug zum und vom Blocksberg. Wir bitten höflichst, die Eulen nicht zu mobben und die Luft anschließend besenrein zu hinterlassen. jbm.

Sargnagel

Chaos bei der Schwedischen Akademie

Die Schwedische Akademie, die seit 1901 den Literaturnobelpreis vergibt, kommt nicht zur Ruhe. Am Wochenende hat sich die Schriftstellerin und Dramatikerin Sara Stridsberg aus der Akademie zurückgezogen. Sie hatte dies schon nach dem Abgang der Akademie-Mitglieder Klas Östergren, Kjell Espmark und Peter Englund signalisiert. Sara Stridsberg wüschte ihre Arbeit in der Akademie zu beenden, heißt es in einer kargen Pressemitteilung. Stridsberg gehört nicht dem Nobelkomitee an, das die Akademie eine Woche zuvor nach als arbeitsfähig bezeichnet hatte. Ob es in diesem Jahr einen Literaturnobelpreis geben kann oder geben sollte, wird aber wohl seit einigen Tagen intern diskutiert. Die Zeitung „Dagens Nyheter“ kommentiert, das Vertrauen in die verbliebenen zehn Akademie-Mitglieder sei mit dem Rückzug Stridsbergs, der angesichts der letzten Lage „das einzige Richtige“ gewesen sei, „unter null“. Dies sei der „Sargnagel“ für den diesjährigen Literaturnobelpreis. Die verbliebenen Mitglieder sollten ihre Posten ebenfalls zur Verfügung stellen, meint Feuilletonleiter Björn Wiman, um so die zwingend erforderliche Erneuerung der Akademie zu ermöglichen.

Die Rücktritte stehen in Zusammenhang mit Vorwürfen gegen den schwedisch-französischen Fotografen und Kulturmanager Jean-Claude Arnault, der mit Katarina Frostenson, einem Mitglied der Akademie, verheiratet ist, ihr aber selbst nicht angehört. Achtzehn Frauen hatten ihm im November sexuelle Belästigung vorgeworfen. Die Zeitung „Svenska Dagbladet“ berichtet, Arnault habe auch Kronprinzessin Victoria bedrängt. Zudem soll er die Namen von Gewinnern des Literaturnobelpreises durchgestochen haben. Der Anwalt von Arnault wies die Vorwürfe zurück. Das Amt für Wirtschaftskriminalität hat indes Ermittlungen gegen den Stockholmer Kulturverein Forum aufgenommen, der von Arnault geleitet wird. Der Kulturverein hatte bis zu den Vorwürfen im Winter Zuschüsse von der Akademie bezogen. Sara Danus, die als ständige Sekretärin der Akademie ebenfalls zurückgetreten war, hatte diesbezüglich einen Untersuchungsbericht veranlasst. math.

Peter von Becker

Salome

Noch jedes Mal wenn Salome zum Freitagabend Jochanaan besucht sagt sie am Ende leise lächelnd: Ein schöner Kopf.

Immer legt sie ihm einen Kiesel auf den Stein und manchmal ein Röschchen dazu Es stört sie nicht dass vielleicht ein anderer unter dem Stein liegt oder ein Schatten

das stört sie nicht.

Salome erinnert Lichter die Musik die Stimmen hatten sie doch in Czernowitz und Lemberg zusammen gespielt und sie ein Mal es war in Lemberg aus einer Laune heraus oder voller Ahnung Jochanaans kalte Lippen wirklich geküsst.